



Hallo liebe Leser,

ich hoffe Euch gefällt das heutige Titelbild. Kahmini & mir gefällt es jedenfalls richtig gut. Es passt zum nächsten Kapitel.

Ich hoffe, Ihr hattet alle Gelegenheit Happy New Year zu schauen. Ich habe das Vergnügen ihn an Shah Rukhs Geburtstag schauen zu können.
Falls Ihr keine Gelegenheit hattet, die DVD kommt bestimmt auch bald raus.

Wir wünschen Euch allen einen schönen Sonntag und viel Spaß beim Lesen!

Ganz liebe Grüße,

Kahmini & anij

Guck mal, wer da (be)gräbt!?

Naveen starrte ungeduldig auf den Horizont. Wenn sie sich doch nur etwas beeilen würden! Er hatte extra betont, wie dringend es war und die schnellste Taube genommen.

Endlich, Mittag war längst vorüber, sah er, wie sich eine Staubwolke langsam auf ihn zu bewegte. Allmählich ließen sich dunkle Gestalten ausmachen. Die unnatürlich bleichen Gesichter hoben sich scharf von den dunklen Kutten ab, die an der Taille von einfachen Gürteln gehalten wurden. Naveen lief es beim Anblick der Totengräber eiskalt den Rücken hinab.

„Wo werden wir gebraucht?“, fragte ihn der größte der 23 Männer, offensichtlich ihr Anführer, und starrte ihn mit tief in den Höhlen liegenden Augen an.

„H-hier entlang bitter, Herr...“

„Siegbert“, vervollständigte der Mann. „Und bitte ohne Herr. Wir Unberührbaren werden nicht mit solcher Art von Höflichkeiten bedacht.“

„Sehr wohl, mein He... äh, Siegbert.“

Naveen fühlte sich unter den Totengräbern sichtlich unwohl. Sie überragten ihn um mehrere Köpfe und selbst Bhoot oder Said mussten bestimmt zu ihnen aufschauen. Als der Wind umschlug und ihnen kurzfristig vom Schlachtfeld entgegen blies, sah der gelbe Kater, dass die Totengräber dünner waren, als es die weiten Kutten vermuten ließen, die der Wind nun an ihre ausgemergelten Körper pressten. Unwillkürlich dachte er an Skelette.

„Riecht ihr das, Brüder?“, fragte Siegbert in die Runde. „Der Hauch des Todes liegt in der Luft!“

„Et is verdammt lang her, seit wir ihn et letzte mal genießen durften.“

„Recht haste, Engelbert! Es scheint fast so, als bekämen wir endlich mal wieder ordentlich wat zu tun!“

Die Totengräber lachten schauerlich. Naveen war erleichtert, dass er die Gruppe kurz vor dem Schlachtfeld an Bhoot übergeben konnte. Die knochig Hand, die sich dem großen Kater entgegenstreckte, ließ Naveen froh darüber sein, dass man ihn nicht für wert befunden hatte, höflich zu sein. Der Totengräber Siegbert übersah das angewiderte Kräuseln um Bhoots Nase und schenkte ihm ein Lächeln, das Naveen an einen Totenkopf denken ließ. Er spürte, wie sich vor lauter Angst die Haare an seinem Schwanz aufstellten und sah zu, dass er das Weite suchte.

„Wo werden wir gebraucht?“ erkundigte sich Siegbert mit Grabesstimme.

„Dort hinten“, erklärte Bhoot. Die Totengräber folgten mit den Augen seiner ausgestreckten Pfote. Ihre Augen weiteten sich vor Erstaunen.

„Heiliger Sargnagel!“, entfuhr es Siegbert. Langsam fuhr er sich mit der Hand über die Stirn. Dabei verrutschte die Kapuze etwas und gab den Blick auf einen bleichen Schädel frei, der von ein paar dünnen, strähnigen Haaren bedeckt war.

„Du musstest dir ja unbedingt Arbeit wünschen, Herribert“, beschwerte sich ein Totengräber.

„Jetzt haben wir mehr als genug davon. Sollen wir uns um alle kümmern?“

„Nur um die, welche eine Schleife tragen.“

„Schleife?“, fragte Siegbert verwundert.

„Nun ja“, gestand Bhoot verlegen ein, „etwas Besseres ist uns nicht eingefallen, um unsere Toten zu kennzeichnen.“

„Und was ist mit den anderen?“

„Ich weiß es noch nicht. Das hängt davon ab, ob der Feind sich für seine Toten interessiert oder nicht.“

„Also erstmal nur die mit Schleife und das am liebsten möglichst schnell nehme ich an?“

„So ist es.“

Siegbert seufzte. Zwar hatten sie sich alle ein bisschen Arbeit gewünscht, aber das war ihnen dann doch zu viel.

„Also gut, machen wir erstmal eine Bestandsaufnahme. Kunibert, Herribert, Allibert, Erniebert und Ulibert, ihr zählt die Toten. Engelbert, du notierst bitte, was wir an Material brauchen und der Rest sucht eine geeignete Stelle für die Gräber.“

„Ick fürchte, da is in dieser Jegend nicht viel zu wollen, Chef! Bester Granit, mit eener dünnen Schicht Mutterboden. Dat sieht man och schon an den Bäumen, die hier nun leider nicht mehr stehen. Waren allet Flachwurzler.“

„Aber irgendwo müssen wir die Toten doch begraben! Uns fehlt das Holz um sie alle zu verbrennen. Zumal ich neben Menschen auch Katzen sehe, die nicht verbrannt werden dürfen.“

„Warum dürfen Katzen denn nicht verbrannt werden? Sind sie etwa giftig?“

„Aber nicht doch, Gisbert! Hast du denn alles vergessen? Katzen glauben an die Unversehrtheit von Körper und Seele. Sie zu verbrennen hieße, dass sie nicht ins Himmelreich kommen. Das solltest du als Lehrling aber wirklich wissen! Oder hätte ich etwa doch besser deinen Bruder mitnehmen sollen?“

„Nein, Siegbert.“ Gisbert senkte beschämt den Kopf. Er war so stolz, dass Siegbert ihm, dem Jüngeren, endlich eine Chance gegeben hatte und nun drohte er ihm schon wieder mit dem älteren Bruder!

„Gut. Und jetzt geh und mach dich nützlich.“

„Ach du heiliger Sargnagel!“, tönte es in diesem Moment über das ganze Schlachtfeld. „Chef! Ich sehe tote Elfen!“

„Ist nicht euer Ernst!“

„Doch!“

Siegbert fluchte laut. „Wer kennt noch die genauen Rituale für die Langohren? Hölle, Gesäß und Galgenstrick! Ich hab doch gleich gesagt, wir hätten Vater Bert mitnehmen sollen. Ist zufällig jemand von euch Experte in den aktuellen Elfenritualen?“

„Ich weiß, wie es geht!“

„Du, Gisbert? Na, ich weiß nicht. Bei den Katzen warst du dir nicht so sicher.“

„Über die musste ich ja auch keinen Vortrag halten.“

„Ich hoffe, du bindest mir keinen Bären auf. Geh zu Engelbert und sag ihm was wir für die Elfen brauchen.“

Gisbert gehorchte, glücklich darüber, dass er seinen Fehler mit den Katzen wieder gut machen konnte. Er rannte so schnell er konnte zu Engelbert, der eifrig in ein Buch schrieb, dass mit einem langen Seil an seinem Gürtel befestigt war.

Nach einer halben Stunde war die Zählung beendet: 1047 Menschen ,401 Elfen und 90 Katzen hatten den Tod gefunden, ebenso etwa 1.000 feindliche Soldaten. War ja mal wieder typisch, dass sie den Auftrag mit der meisten Arbeit bekamen!

Engelbert klappte zufrieden darüber, alle Informationen genau aufgezeichnet zu haben, sein Buch zu, verstaute es wieder am Gürtel und machte sich auf, das benötigte Material für die Beisetzungen zu besorgen. Er hoffte, genügend Tücher und Essenzen für die Elfen zu bekommen. Außerdem wollte er bei Said und Bhoot erfragen, ob man die Toten in einem Massengrab beerdigen durfte. Was mit den Elfen geschehen würde, war fraglich. Normalerweise wollten sie im Heimatdorf beerdigt werden, was angesichts der Umstände jedoch unmöglich war. Engelbert seufzte. Nein, so viel Arbeit hatten sie dann doch nicht haben wollen!

Währenddessen gingen die Aufräumarbeiten zügig voran. Die Totengräber gingen über das

Schlachtfeld und sortierten die Toten. Dabei unterhielten sie sich laut und ohne Hemmungen.

„Sie haben uns viel zu früh gerufen, die Leichenstarre hat gerade erst eingesetzt. Wissen die denn nicht, dass wir dann doppelt und dreifach Arbeit haben? Wie sollen wir denn bitte schön mit dem da fertig werde?“

Norbert, der mit 1,95m relativ klein für einen Totengräber war, zeigte auf einen Menschen, dessen Beine gebrochen waren und in einem unnatürlichen Winkel vom Körper abstanden. Einen Arm hielt er hoch in die Luft, sein Schwert, das er im Todeskampf umklammert hatte und das nun neben ihm im Boden steckte, verhinderte das Absinken.

„Meiner ist viel schöner!“, rief Herriert. „Seht doch nur, wie schön rund gebogen er ist.“

„Hey, braucht hier jemand noch 'nen Arm?“, brüllte Kunibert und hielt das abgetrennte Körperteil in die Luft.

„Ne, aber wenn du zufällig ein Bein übrig hättest?“

„Ey! Ich hab hier noch 'nen Kopf zu viel! Wenn wir fleißig weiter sammeln haben wir am Ende noch 'nen ganzen Kerl zusammen.“

„Dat wird denne aber een komischer Kerl, mit Elfenohren, Katzenpfoten und Menschengriffeln. Wie sollen wir denn den beerdigen?“

„Ganz einfach, Fritzbert, wir erfinden ein neues Ritual.“

„Ha, ha, sehr witzig!“

Die Totengräber arbeiteten schnell und effizient. Schon nach gut drei Stunden hatten sie die Toten sortiert und für die entsprechenden Rituale vorbereitet. Sofern es möglich war, wurden die Toten identifiziert und man gab Angehörigen und Freunden die Gelegenheit sich zu verabschieden. Das hinderte die Totengräber jedoch nicht daran, weiterhin ihre derben Späße zu treiben.

„Wow! Wat haste denn da schickes gefunden Eckbert?“

„Nen Katzensahn, Herriert. Ich glaube kaum, dass ihn sein Besitzer noch benötigt. Sieh dir die Wurzel an. Sie ist vollkommen intakt. Das muss ein mächtiger Schlag gewesen sein. Ich wette, die Katze war sofort bewusstlos. Und welche Trophäe nimmst du mit nach Hause?“

„Een Prachtexemplar von nem Elfenohr. Lag einsam im Staub und keen einz'ger Elf weit und breit. Ick will Zuhause versuchen, et zu konservieren.“

„Gute Idee, mein Freund. Aber kieck mal, wat macht denn der Kleine da?“

Eckbert und Herriert sahen verwundert zu Gisbert hinüber, der sich über eine Leiche beugte. Langsam gingen sie auf den Lehrling zu.

„Lass den Burschen liejen, Gisbert, der jehört net zu uns!“

„Ich weiß, Engelbert, aber sieh dir nur diese Wunde an! Wer immer ihn erledigt hat, war ein Meister seines Faches. Ein glatter Schnitt durch die Arteria Carotis und die Trachea. Dieser Mensch hat keine fünf Sekunden mehr gelebt.“

„Ick hasse diese Lehrlinge, wenn se frisch von der Schule kommen. Sprich Atlantisch mit uns, Junge! Keen vernünf'ger Totengräber würde von Carotis und Trachea sprechen. Warum sachste nich eenfach Halsschlagader und Kehle?“

„Weil Arteria Carotis und Trachea viel genauer sind. Außerdem hat man ihm nicht einfach die Kehle, sondern die Luftröhre durchtrennt. Wenn schon Umgangssprachlich, dann bitte korrekt!“ Engelbert warf seinem Kumpel Herriert einen entnervten Blick zu und verdrehte die Augen.

„Wenn de schon mit deenen Schulkenntnissen anjeben möchtest, dann kannste dat am Lagerplatz tun. Wir sind hier uff'em Schlachtfeld nämlich fertich und müssen uns ans Beerd'gen machen.

Ick bin mal jespannt, ob et stimmt, datt du so viel über Elfenrituale weest, wie de vorhin behauptet hast!“ Herriert steckte das gefundene Elfenohr in seinen Gürtel und drapierte

unauffällig eine Stofffalte darüber, damit es nicht so auffiel. Noch befanden sich zu viele Elfen in der Umgebung.

Kurz, bevor sie den Lagerplatz erreicht hatten, gab es für Gisbert den Lehrling noch mehr zu bestaunen. Neugierig beugte er sich über einen Elfen, der auf dem Rücken im Staub lag.

„Seht euch das an!“, rief er entzückt. „Die ganze Bauchdecke ist aufgeschlitzt worden, aber der Intestinus ist vollkommen intakt. Nicht die kleinste Läsion oder Ruptur!“

„Junge“, mahnte Engelbert ruhig, „sprich so, dat dir jeder versteht! Zu unserer Zeit jaab et all diese jelehrten Fachbegriffe noch nicht!“

„Lass gut sein“, mischte sich Allibert in das Gespräch. Mit seinen für einen Totengräber ungewöhnlich breiten Schultern, wirkte er unter seinen Freunden beinahe wie ein Schrank, obwohl er im Vergleich zu Bhoot oder Said immer noch recht schwächling war. „Seid lieber froh, dass dieser Quincy sich bereit erklärt hat, unseren Nachwuchs zu unterrichten.“ Lächelnd wandte er sich an Gisbert. „Das, mein junger Freund“, er wies auf den Elfen, „ist das Werk einer Katze. Eines Katers, um genau zu sein. Sieh dir einmal diesen Schwung an. Die meisten Katzen führen ihre Pfoten im Angriff von oben nach unten. Diese Wunde wurde jedoch eindeutig von unten nach oben geschlagen. Zusammen mit dieser unglaublichen Präzision, die du ja schon bemerkt hast, gibt es nur einen einzigen Kater, der hierfür in Frage kommt und das ist Bhoot.“

Gisbert riss vor Staunen Mund und Augen auf. „Bist du dir sicher?“

„Absolut sicher“, antwortete Allibert. „Immerhin war ich schon während des letzten Krieges Totengräber und habe viele von Bhoots Opfern gesehen.“

„Du hast für die Elfen gearbeitet?“

„Manchmal. Wir Totengräber erfüllen eine wichtige Aufgabe, mein Sohn. Wir säubern die Schlachtfelder und verhindern somit, dass Seuchen ausbrechen. Wir dürfen uns nicht auf eine Seite stellen. Wir müssen für denjenigen arbeiten, der uns ruft. Wir arbeiten für das Wohl von Atlantis, nicht für diese oder jene Seite eines Krieges. Merk dir das, mein junger Freund. Denn das ist es, was das Wesen eines guten Totengräbers ausmacht.“

Allibert legte Gisbert einen Arm um die Schulter und gemeinsam legten sie die letzten Meter zum Lagerplatz zurück, wo der junge Lehrling schon sehnsüchtig erwartet wurde.

„Also, wie werden die Elfen nun beerdigt?“, forderte Siegbert ihn auf, mit seinem Vortrag zu beginnen.

„Um einen Elfen zu beerdigen, benötigen wir Wasser und je drei große, weiße Leinentücher. Wie ich sehe, wurden die Utensilien bereits vorbereitet.“

Gisbert ging zu einem toten Elfen, deutete eine respektvolle Verbeugung an, und kniete sich hinter seinem Kopf auf den Boden. Er nahm eine Amphore, die neben dem Elf stand, entkorkte sie, und schnupperte daran.

„Das Wasser ist mit diversen Kräuteresenzen versetzt, die eine leicht mumifizierende Wirkung haben. Es wird vermutet, dass man damit jenen Effekt nachahmen möchte, der in der Heiligen Grabstätte der Elfen auf natürlich magische Weise erzielt wird. Wichtig ist, dass man den Körper in der vorgeschriebenen Reihenfolge wäscht, erst den Kopf, dann die Arme und Hände, den Rumpf, die Beine und zuletzt die Füße. Die Hände werden über der Brust gefaltet und wenn der Elf noch sein rituelles Messer besitzt, wird es unter die Hände gelegt, die Spitze weist dabei zu den Füßen. Ist die Waschung beendet, wird der Elf wie folgt in die drei Tücher gewickelt.“

Gisbert bat vier seiner Kollegen, den Elf vorsichtig anzuheben und erklärte, wie die Tücher gewickelt wurden. Als er fertig war, erklang leiser Applaus.

„Wunderbar“, sagte Cael'Ellôn und trat vor. „Besser hätte ich es auch nicht erklären können.

Wenn ihr euch um unsere Brüder und Schwestern gekümmert habt, sagt bitte Parian bescheid, er

wird euch den Part der eigentlichen Bestattung abnehmen.“

„Darf ich fragen, was mit den Elfen geschieht? Bitte versteht mich nicht falsch, aber als Totengräber haben wir eine gewisse Verantwortung für die Toten.“

„Mach dir keine Sorgen, Siegbert“, sagte Parian. „Ich bringe sie an einen Ort, an dem sie ihren Frieden finden werden. Durch Zufall habe ich den Heiligen Ort der Toten wieder gefunden und jeder Elf, der für das Wohl von Atlantis kämpft, soll von nun an dort begraben werden.“

„Damit sind wir einverstanden“, erklärte Siegbert. „Wenn wir nur alle so schnell begraben könnten“, setzte er seufzend hinzu.

„Da kann ich euch vielleicht helfen“, sagte die dritte Elfe und trat vor.

„Du? Was kannst du schon gegen den Fels zu unseren Füßen ausrichten?“, fragte Siegbert skeptisch.

„Mehr als du vielleicht glaubst“, erwiderte die Elfe gelassen und zeigte mit einem Finger auf den Boden, wo augenblicklich ein kleines Loch entstand. „Das geht natürlich auch größer, weiter und wieder zurück.“ Sie begleitete ihre Worte mit den passenden Gesten und der Fels gehorchte ihr sofort.

„Das ist... Wow! Ich weiß gar nicht, was ich sagen soll! Mädels, du hast soeben alle unsere Probleme gelöst. Wie heißt du?“

„Man nennt mich Patthar, was in Nemos Sprache so viel wie Stein bedeutet. Ich werde euch helfen, wenn ihr mir sagt, was ich tun soll.“

„Das nenne ich doch mal ein Angebot...“

Siegbert legte ihr den Arm um die Schulter, was Patthar lässig geschehen ließ. Sie schien keine Angst vor den Totengräbern zu haben und auch keinen Ekel vor ihrem seltsamen Aussehen zu empfinden, wie die meisten Atlanter es leider taten. Das gefiel Siegbert.

Während die Totengräber ihrer Arbeit nachgingen, hatten die Heiler nicht weniger zu tun. Esme war heilfroh, dass sie Unterstützung von Menschen und Elfen erhielt und sich mit ihren Katzen von nun an nur noch um die wirklich schweren Fälle kümmern musste, von denen es immer noch mehr als genug gab. Das Feuer, das sie eigentlich hatte schützen sollen, war verantwortlich für eine Vielzahl von Verbrennungen, die zum Teil so schwer waren, dass selbst den Katzen die Pfoten gebunden waren. Hinzu kamen Schnittwunden in allen Größen und Formen sowie verschiedenste Knochenbrüche. Sie war nur froh, dass sie es noch nicht mit allzu vielen Pfeilwunden zu tun hatten, denn es erforderte viel Geschick, einen Pfeil aus einer Wunde zu entfernen, ohne alles noch schlimmer zu machen. Aber, dessen war sich Esme bewusst, es war wohl nur eine Frage der Zeit, bis sie auch damit zu kämpfen haben würden.

Obwohl es den Katzen schwer fiel, sorgten sie zunächst nur dafür, dass niemand mehr in Lebensgefahr schwebte. Es missfiel ihnen, dass sie ihre Arbeit nicht zu Ende bringen und die Verletzten in einer einzigen Sitzung komplett heilen konnten. Aber bei etwas mehr als 4000 Verletzten blieb ihnen keine andere Wahl. Es hätte ihre Kräfte einfach zu sehr in Anspruch genommen. Ein Großteil der leichter Verwundeten würde nach einer kurzen Ruhephase auch ohne Hilfe wieder kampfbereit sein. Und diejenigen, deren Heilungsprozess längere Zeit in Anspruch nehmen würde, konnten warten, bis sie wirklich gebraucht wurden. Bis dahin, so hofften die Katzen, würde ihnen die Natur schon einen Teil der Arbeit abgenommen haben. Und obwohl sie sich die Arbeit so gut es ging erleichterten, war Esme am Ende trotzdem vollkommen erschöpft, als sie endlich nach Hause ging. Sie war von allen am längsten geblieben

und hatte am härtesten gearbeitet. Sie wäre auch noch länger geblieben, wäre sie nicht von allen gedrängt worden, endlich nach Hause zu gehen und sich auszuruhen. Jetzt freute sie sich auf eine Massage von Bhoot und ein ausgiebiges Kuscheln mit ihm. Vorher würde sie sich jedoch noch um ihre Kätzchen kümmern. Schon der Gedanke an das, was vor ihr lag, zauberte ein Lächeln auf ihr Gesicht. Egal, wie anstrengend der Tag auch sein und wie aussichtslos die Lage scheinen mochte, der Gedanke an ihre Familie richtete sie wieder auf und gab ihr die Kraft weiter zu machen.

Allerdings war sie sich nicht sicher, ob es ihr gelingen würde, die schrecklichen Bilder des Tages so schnell vergessen zu können. Es waren nicht nur die Verletzungen und der Tod, der nun ihr ständiger Begleiter zu sein schien. Esme machte sich große Sorgen um Mahi. Sie war noch so jung und unerfahren. Sie sollte sich um ihr Studium kümmern, mit Nath die Liebe genießen und ein unbeschwertes Leben führen. Stattdessen musste sie erleben, was es hieß, ein Leben nicht retten zu können, dem Feind hilflos ausgeliefert zu sein und bedroht zu werden.

Esme schlang ihre Arme um den Oberkörper, suchte Trost in einer verzweifelten Geste. Es war später Nachmittag und sie sehnte sich nach etwas Liebe und Zuspruch, um endlich vergessen zu können.

Die Enttäuschung ließ leider nicht lange auf sich warten. Denn statt Bhoot saß Shah Rukh neben der Wiege und spielte mit den Kätzchen. Als er Esme bemerkte, legte er das Spielzeug beiseite und erhob sich.

„Es tut mir leid, Bhoot war schon Zuhause, doch dann wurde er zu einer weiteren Konferenz gerufen.“

Esme schenkte Shah Rukh ein trauriges Lächeln.

„Ich weiß, was es bedeutet im Krieg zu leben. Es ist nur...“

„Du musst nicht weiter reden, ich verstehe auch so, was du meinst. Soll ich dich alleine lassen oder kann ich dir noch helfen?“

„Nein, du kannst gehen. Vielen Dank dafür, dass du dich so aufopfernd um unsere Kätzchen kümmerst.“

„Du brauchst mir dafür nicht zu danken. Es gibt im Moment sehr wenig, was ich tun kann und irgendwie bin ich ja auch so etwas wie der Patenonkel der Kleinen. Bitte scheu dich nicht, mich um Hilfe zu bitten, wenn du einen Aufpasser für sie brauchst. Wenn ich auf sie aufpasse, kann ich mir wenigstens einbilden, dass ich doch nicht ganz so nutzlos bin, wie ich mich fühle.“

Esme legte ihre Pfote an Shah Rukhs Wange und stupste ihre Nase an seine. Ihm war bewusst, dass sie ihn gerade geküsst hatte.

„Gast auf Atlantis zu sein heißt, eine gute Zeit zu verleben und Spaß zu haben, damit man sich später entscheiden kann, ob man vielleicht noch einmal wiederkommen möchte. Gäste sind nicht dazu bestimmt, am Geschick der Insel beteiligt zu sein. Zumindest ist es normalerweise so. Du hast schon mehr für uns getan, als du ahnst. Ohne dich wäre Parian niemals der geworden, der er jetzt ist. Wie hätte er ohne dich in der Lage sein sollen, Atlantis zu retten?“

„Du meinst also auch, dass wir immer noch eine Chance haben?“

„Wir müssen nur ganz feste daran glauben! Erst wenn wir die Hoffnung verlieren, ist auch Atlantis verloren.“

„Ich weiß nicht, ob Allah mich hier auf Atlantis hört, aber ich werde dafür beten, dass alles ein gutes Ende nimmt.“

„Danke, mein Freund, und jetzt geh. Danke noch mal.“

Shah Rukh verabschiedete sich und verließ das Haus. Draußen überlegte er, was er tun sollte.

Parian schlenderte traurig über das Schlachtfeld. Die Totengräber hatten gute Arbeit geleistet. Die Toten, die auf ihrer Seite gekämpft hatten, waren alle begraben und die Elfen ruhten an jenem sagenumwobenen Ort, von dem es hieß, er besäße magische Kräfte. Auch die Toten der anderen Seite waren vom Schlachtfeld entfernt worden. Die Totengräber hatten sie am gegenüberliegenden Ende des Kampfplatzes aufgestapelt, so nahe wie möglich am feindlichen Gebiete, damit sie gefahrlos abtransportiert werden konnten. Sollte das nicht geschehen, würden sie wohl verbrannt werden müssen, um die Ausbreitung von Seuchen zu verhindern.

Die Zahl der Toten hatte sich zwischenzeitlich sogar noch erhöht. Drei Elfen, eine Katze und fünf Menschen waren an den Folgen ihrer Verletzungen gestorben. Das brachte seine Gedanken zu den unbedachten Worten zurück, die er am Ende der Schlacht geäußert hatte. Said hatte sie ihm sehr übel genommen und das ärgerte Parian. Er mochte den Menschen und wollte seine Achtung erringen. Er wollte nicht mit den Worten: „Du hast deinen Teil geleistet“, nach Hause geschickt werden, wie ein kleines Kind. War es denn seine Schuld gewesen, dass sich ein Pfeil in seine Schulter gebohrt hatte? Dass seine Wunde noch immer schrecklich schmerzte? Dass die Schmerzen teilweise so schlimm waren, dass es ihm schwer fiel, den Ausführungen der anderen zu lauschen?

Die Katzen hatten die Wunde zunächst nur oberflächlich geheilt, damit sie nicht mehr blutete. Die Muskeln, die von der Pfeilspitze durchtrennt worden waren, sollten vorerst von alleine heilen. Nur gut, dass Parian sein Schwert auch mit der linken Hand führen konnte!

Vielleicht würde ihm das ja den nötigen Respekt einbringen. Dabei fragte sich Parian, was sich wohl geändert haben mochte. Was war geschehen, dass der freundliche Said, der ihn für seine Schwertkunst gelobt und als Anführer vorgeschlagen hatte, ihm plötzlich so ablehnend gegenüber stand? Oder bildete Parian sich das nur ein? Versuchte der Elf in seiner Seele, ihn wieder zu vergiften?

Die Gedanken rasten so schnell in seinem Kopf, dass ihm schwindelig wurde. Stöhnend ließ er sich auf den Boden sinken, direkt neben einer Feuerfurche. Der Plan war perfekt gewesen, bis ihre Gegner mit Feuerpfeilen geschossen hatten. Zum Glück hatte sich das Feuer zum größten Teil auf die eng begrenzten Furchen beschränkt. Dennoch waren die daraus resultierenden Verletzungen grausam gewesen. Warum mussten die anderen auch Feuerpfeile einsetzen?

Ein Gedanke durchzuckte Parian, wurde jedoch von dem Schrei eines Adlers unterbrochen und verschwand wieder, ehe er ihn fassen konnte. Verwundert sah Parian in den Himmel, doch er sah nichts außer dunklen Wolken. Der Schrei ertönte ein zweites Mal und er begriff, dass sich der Adler nicht in seiner unmittelbaren Nähe befand. Der Halbelf schloss seine Augen, um mit den Augen des Jägers sehen zu können. Und was er sah, ließ sein Herz stocken. Stolpernd kam er auf die Füße, stützte sich mit dem falschen Arm ab und unterdrückte nur mit Mühe einen Schmerzensschrei. Er musste das Unheil abwenden! Es gab nur einen, der ihm dabei helfen konnte und das war Nath.

Ein paar Kilometer vom Dorf der Katzen entfernt, in einem geheimen, weit verzweigten Höhlennetz in den Bergen, tagte der Kriegsrat der Gegner. Ravanna saß dabei auf einem erhöhten Felsenthron, Rah'ün kniete mit verklärtem Blick zu ihren Füßen, den Kopf an ihre Beine gelehnt. Die Anführer der einzelnen Heere saßen in zwei Reihen vor ihr, je niedriger der

Rang, desto weiter war ihr Platz von Ravanna entfernt.

Schnell kristallisierten sich zwei Lager heraus, die kräftig miteinander stritten. Die Mehrzahl der Anwesenden freute sich darüber, dass sie den Feind so vernichtend geschlagen hatten. Nur eine kleine Minderheit warnte, dass der Gegner vermutlich, ähnlich wie sie selbst, nur mit halber Kraft gekämpft hatte. Doch ihre mahnenden Stimmen gingen bald in dem Freudentaumel der anderen unter.

Ravanna hörte ihren Beratern eine Weile zu. Gelangweilt kralte sie Rah'uns Kopf, bis es ihr zu bunt wurde.

„Dumköpfe!“, schrie sie plötzlich und bestrafte diejenigen, die am lautesten jubelten, mit einer magischen Ohrfeige. Die Betroffenen schrieten vor Schmerzen und Empörung auf.

„Warum habt Ihr das getan, Herrin?“

„Weil ihr Dummköpfe seid! Ich frage mich, warum ich ausgerechnet euch zu meinen Anführern und Beratern gemacht habe, ihr nichtsnutzigen Idioten! Argh!“ Ravanna erhob sich mit einem Wutschrei und sah mit einem wohlwollenden Lächeln auf Rah'un hinab. Er hatte sich im Kampf bewehrt, was ihn in ihrer Gunst wieder etwas steigen ließ. „Was denkst du, Geliebter?“

„Ich denke, Herrin, dass unsere List leider nicht gewirkt hat. Ich denke, dass unser Feind relativ schlau gewesen ist und unserem Heer ebenfalls nur eine kleine Auswahl seiner Kämpfer entgegen geschickt hat. Unsere Spione berichten, dass sich weit mehr Leute im Gebiet der Katzen befinden, als sich uns zum Kampf gestellt haben. Selbst wenn wir das zivile Personal abziehen, denke ich, dass wir es mit mindestens einer viertel Million Kämpfern zu tun haben. Außerdem bin ich der Meinung, dass wir uns nicht darauf verlassen dürfen, dass wir mehr als dreimal so viele Männer besitzen. Die Feuerfalle war eine ausgesprochen listige Sache. Wir hatten Glück, dass wir sie bemerkt haben und zu unseren Gunsten ausnutzen konnten. Ich fürchte, wir werden noch mit der ein oder anderen Überraschung rechnen müssen. Das heißt natürlich nicht“, kam er einem weiteren Wutausbruch Ravannas zuvor, „dass unser Feind uns gefährlich werden könnte. Wir müssen uns halt nur ein bisschen mehr anstrengen und ebenfalls zu der ein oder anderen List greifen, damit unsere eigenen Verluste so gering wie möglich bleiben. Eine gute List kann uns viel Arbeit ersparen.“

„Wenigstens einer, der ein bisschen Grips besitzt“, gurrte Ravanna und gab Rah'un einen langen, leidenschaftlichen Kuss, der mehr versprach. Rah'un schob die plötzliche Schwäche, die ihn nach dem Kuss überkam, auf die Strapazen des Krieges. Ravanna, von neuer Energie durchflutet, setzte sich wieder auf ihren Thron und befahl Rah'un mit einer eindeutigen Geste, wieder zu ihren Füßen Platz zu nehmen. „Du klingst, als hättest du bereits eine Idee, wie wir unser Vorhaben schneller vorantreiben können, ohne uns großartig die Hände schmutzig zu machen.“

„Das habe ich in der Tat, meine geliebte Herrin. Wenn Ihr so freundlich wäret, meinen Ausführungen zu lauschen?“

Mahi wirkte sehr gefasst, als Parian sich bei ihr für die Störung entschuldigte und um ein Gespräch mit Nath unter vier Augen bat. Die goldene Katze erhob sich und flüsterte ihrem Kater zu, dass er sie bei Soniye finden würde. Nath wollte sie zurückhalten, da er wusste, dass der Weg zu Soniye direkt ins Krankenhaus führte, doch dann ließ er Mahi mit einem Kuss ziehen. Vielleicht war es für sie das Beste, wenn sie sich noch etwas nützlich machen konnte. Ihre große Schwester würde schon darauf achten, dass sie sich nicht zu sehr verausgabte.

„Es tut mir wirklich leid, Nath“, erklärte Parian noch einmal, nachdem Mahi gegangen war. „Ich

würde euch wirklich nicht stören, wenn es nicht wichtig wäre.“

„Schon gut, mein Freund. Was gibt es denn so Dringendes?“

Parian setzte sich und suchte nach den richtigen Worten.

„Du weißt sicherlich, dass ich mit Tieren kommunizieren kann, oder?“ Nath nickte. „Ich war draußen auf dem Schlachtfeld und hörte einen Adler, der über dem Gebiet des Feindes kreiste. Ich habe versucht, durch seine Augen zu sehen.“

„Und was hat er gesehen?“, erkundigte Nath sich neugierig.

„Unser Gegner fertigt große Türme aus Holz an. Sie sind etwa drei mal so groß wie eine Steineiche, aus ganzen Stämmen gebaut und haben in regelmäßigen Abständen kleine Löcher, die mich sofort an Schießscharten denken ließen. Durch die Augen des Adlers sah ich, dass die Türme Räder besitzen und wohl von Männern geschoben werden.“

„Das ist taktisch klug. Zugtiere könnten eliminiert werden. Schiebst du jedoch von hinten, dann sind die Arbeiter vom Turm geschützt. Das ist eine üble Sache, Parian. Hast du schon mit Bhoot und Said darüber gesprochen?“

„Nein, ich bin direkt zu dir gekommen. Ich wollte dich fragen, ob du eine Waffe entwickeln kannst, mit der wir die Türme zerstören können.“

„Hmh...“ Nath legte beide Pfoten an die Schläfen und dachte angestrengt nach. „Es ist schwer, eine geeignete Waffe zu entwickeln, ohne die genaue Konstruktion, Stärke der Baumstämme und eventuelle Schwachstellen zu kennen. Das einzige, was mir dazu einfällt, ist ein Katapult. Es müsste sowohl in der Lage sein Steine als auch Feuer zu schleudern. Außerdem braucht es eine ausreichend große Bodenplattform, um einen Vorrat an Munition mitführen zu können. Gleichzeitig darf es nicht zu schwer werden, damit wir es noch bewegen können.“

„Schaffst du es, so ein Katapult zu bauen?“

Nath grinste breit. „Was denkst du?“

„Wie viel Zeit brauchst du dafür?“

„Das hängt davon ab, wie viel Hilfe ich bekomme. Aber mach dir darüber keine Sorgen, ich weiß schon, wo ich fragen muss.“

„Danke, Nath. Ich wusste, dass ich mich auf dich verlassen kann.“

Nath legte ihm die Pfote auf die rechte Schulter. Parian wollte zurückweichen, doch das ließ der Kater nicht zu. Schwer lag die Pfote auf der verletzten Schulter, doch der erwartete Schmerz blieb aus.

Nath sah ihm tief in die Augen. Ernst sagte er: „Ich mag nicht so gut sein, wie Mahi, Soniye oder Esme. Aber ein bisschen heilen kann ich auch. Jede Katze kann das. Atlantis braucht dich. Du musst so fit wie möglich sein. Und jetzt geh. Du siehst aus, als müsstest du noch eine wichtige Aufgabe erledigen und ich muss mich an die Pläne für das Katapult begeben.“

Bhoot fand es sehr schade, dass Said Parian so schnell weggeschickt hatte. Ohne ihn hätten sie dem Feind ihre ganze Stärke verraten und somit mehr von ihrer Verteidigung preisgegeben, als gut für sie gewesen wäre. Neben den beiden Anführern saßen noch Cael'Ellôn und sein Vertrauter Bael'anis in der Runde. Seine Ideen gefielen Bhoot nicht ganz so gut wie die von Parian, schienen jedoch brauchbar zu sein. So entwickelten sie eine neue Strategie, die in der nächsten Schlacht zum Sieg führen sollte. Bael'anis erklärte sich bereit, Parian davon zu unterrichten. Zufrieden trennten sich die Berater.

Parian versuchte den Gedanken zu fassen, der ihm auf dem Schlachtfeld gekommen war. Er war wichtig gewesen, das war ihm noch bewusst, mehr aber auch nicht. Vielleicht half es ihm ja, wenn er zurück auf das Schlachtfeld ging. Er sah sich aufmerksam um, in der Hoffnung endlich einen Hinweis zu finden, doch nichts brachte seine Erinnerung zurück. Er wollte schon aufgeben, da stieß sein Zeh schmerzhaft gegen einen Pfeil, der senkrecht im Boden steckte. Parian starrte entgeistert auf das Geschoss, dass endlich etwas in ihm zum Klingen brachte. Wie hatte er das übersehen können? Im Eiltempo rannte er zu den Zelten, in denen die Elfen wohnten.

Atemlos erkundigte er sich nach Ael'dluês, den besten Bogenschützen der Elfen. Parian lief ungeduldig im Kreis, während er auf ihn wartete, und hielt sich schließlich nicht lange mit irgendwelchen Höflichkeitsformen auf.

„Wie schnell schießt du deine Pfeile ab?“

Ael'dluês sah Parian verständnislos an.

„Wie meinst du das?“

Parian stöhnte ungeduldig. „In einer versteckten Waffenkammer auf dem Schlachtfeld liegen etwa zehntausend Dutzend Pfeile. Im Schnitt teilen sich zehn bis fünfzehn Bogenschützen, hauptsächlich Elfen, eine Waffenkammer. Wie lange reichen die Pfeile?“

Ael'dluês verstand immer noch nicht, worauf Parian hinaus wollte, begann jedoch zu rechnen.

„Wenn wir ständig feuern, und unsere Geschwindigkeit beibehalten können, eine Stunde; wenn Menschen mit dabei sind oder die Elfen im Verlauf der Schlacht ermüden, vielleicht auch zwei.“

„Danke, Ael'dluês, du hast mir sehr geholfen. Wir sehen uns auf dem Schlachtfeld!“

Parian fackelte nicht lange, teleportierte und ließ einen verwirrten Bogenschützen zurück. Er wusste, dass seine Sprünge wertvoller waren denn je, aber hier ging es um das Wohl von Atlantis.

Das Dorf der Sea'ams lag einsam und verlassen. Nichts war zu hören, außer Parians Atem. Er hoffte, dass er sich den richtigen Ort für sein Anliegen ausgesucht hatte. Wenn er hier nicht erfolgreich war, würde seine Mission enden, bevor sie begonnen hatte. Er setzte sich in die Mitte des Platzes, auf dem Shah Rukh einst seine Rede über Freundschaft gehalten hatte und wartete. Nach einer Weile begann er seinen Geist zu öffnen und suchte jene, mit denen er sprechen wollte. Er atmete erleichtert auf, als er das erste Bewusstsein berührte. Behutsam bat er sie, mit ihm zu reden. Die ersten Antworten waren Fragen nach Papu, die Parian tief ins Herz schnitten. Es fiel ihm schwer über seinen kleinen Freund zu sprechen, doch er musste offen sein, durfte seine Mission nicht mit einer Lüge beginnen.

Die Reaktionen überraschten ihn nicht. Sie ließen ihre Wut an ihm aus, in dem sie ihn mit Nüssen und kleinen Steinen bewarfen. Er ließ es mit stoischer Ruhe über sich ergehen. Wer hätte sie besser verstanden als er?

„Ich verstehe, dass ihr wütend auf mich seid, weil es mir nicht gelang, Papu zu beschützen“, rief er in den Lärm der schnatternden blauen Affen und verstärkte seine Botschaft auf telepathischem Weg. „Ihr seht mich als Verantwortlichen für seinen Tod, und vielleicht habt ihr Recht. Doch ich kann euch versichern, dass mir sein Tod genauso nahe geht wie euch. Gerne würde ich euch damit trösten, dass er als Held für Atlantis gestorben ist, doch ich weiß, dass das kein Trost sein kann, wenn man einen geliebten Freund verloren hat.“

Ich weiß, dass ich mich nicht in der Position befinde, eine Bitte an euch zu richten. Dennoch möchte ich es wagen. Ich betone, dass es sich nur um eine Bitte handelt, die ihr jederzeit

ablehnen könnt. Ich verspreche nicht wütend zu werden, weil ich weiß, was ich von euch verlange und dass ich kein Recht dazu habe euch zu etwas zu zwingen.“

Parian schweig eine Weile, damit die blauen Affen Gelegenheit hatte, seine Worte zu verstehen. Ein besonders großer Affe, mit weißen Strähnen auf dem Rücken, trat vor und forderte ihn auf, weiterzureden.

„Ihr habt bestimmt schon gehört, dass es Krieg auf Atlantis gibt. Meine Freunde und ich kämpfen gegen die Truppen, zu denen auch die Sea'ams gehören und die von Ravanna angeführt werden, die für Papus Tod verantwortlich ist. Ihr habt selbstverständlich das Recht zu sagen, dass ihr nichts mit diesem Krieg zu tun habt, aber ich möchte euch trotzdem um Hilfe bitten, obwohl ich weiß, dass es sich um eine sehr gefährliche Bitte handelt, die vielen von euch den Tod bringen kann.“

Der Anführer der blauen Affen forderte Parian ungeduldig auf, endlich seine Bitte zu äußern.

„Ich möchte euch bitten, während der Schlacht die verschossenen Pfeile einzusammeln und zu unseren Bogenschützen zurückzubringen. Ich weiß, dass ihr jetzt nach dem Warum fragt und ich werde es euch erklären. Ein Problem, mit dem wir fertig werden müssen, ist, dass Ravanna drei mal so viele Krieger hat, wie wir. Wenn wir dennoch eine Chance haben wollen, müssen wir den Gegner so gut es geht am Kämpfen hindern. Dafür haben wir unsere Bogenschützen eingepflanzt und so viele Pfeile wie möglich hergestellt. Leider werden diese Pfeile nicht lange genug halten, um die gewünschte Wirkung zu erreichen. Deswegen bitte ich um eure Hilfe. Ihr seid klein und geschickt, ihr würdet vermutlich kaum auffallen. Bitte überlegt euch eure Antwort gut. Wie ich schon sagte, ein Schlachtfeld ist gefährlich, niemand kann für eure Sicherheit garantieren. Und niemand wird euch bestrafen, wenn ihr meine Bitte ablehnt.“

Die blauem Affen redeten wild durcheinander, was einen Heidenlärm verursachte. Schließlich kam ein Affe langsam auf Parian zu, offensichtlich ein Weibchen. In ihren Gedanken las er, dass sie Papus Schwester war und für das kämpfen wollte, für das auch ihr Bruder gekämpft hatte. Sein Tod sollte nicht umsonst gewesen sein. Sie zitterte vor Angst, um so stärker bewunderte Parian ihren Mut. Er lockte sie auf seinen Schoß und kraulte sie. Es fühlte sich beinahe so an, als wäre Papu wieder bei ihm.

„Ich weiß, wie schwer es ist, einen Freund zu verlieren. Ich kann mir nicht vorstellen, einen Bruder zu verlieren. Du bist sehr mutig. Dein Bruder wäre stolz auf dich.“

Ein weiterer Affe kam auf Parian zu stolziert. Er ging beinahe aufrecht, die Fäuste leicht auf den Boden gestützt, die Brust weit vorgeschoben, damit man seine Muskeln optimal bewundern konnte. Parian vermutete, dass es sich um den Gangleader der Jugendlichen handelte, der den anderen imponieren wollte. Er postierte sich auffordernd vor Parian.

„Ich danke auch dir, für deine Hilfe. Ich bin sicher, dein Mut wird belohnt.“

Der Affe wandte sich zu seinen Artgenossen um und brüllte ihnen auffordernd zu. Ein Block von vielleicht dreißig Jungaffen löste sich aus der Menge, dicht gefolgt von ein paar Älteren. Die Gruppendynamik wirkte. Ehe Parian sich dessen bewusst wurde, war er von über zweihundert blauen Affen umringt. Nur einige Weibchen waren zurückgeblieben, weil sie sich um die Jungtiere kümmern mussten. Parian nahm einen Stock und zeichnete das Schlachtfeld auf den Boden, inklusive der ungefähren Anordnung der Waffenkammern. Die blauen Affen begriffen schnell, was sie tun sollten und Parian teleportierte mit ihnen in die Nähe des Dorfes.

Dabei fiel ihm auf, dass er offensichtlich nicht mehr ganz in Form war, denn der Sprung strengte ihn sehr an. Er würde in Zukunft besser aufpassen müssen.

Am Tag der ersten Schlacht im Kampf zwischen Gut und Böse, kam die Dunkelheit früher als sonst. Dunkle Wolken schluckten das Licht der Sonne, die seit dem Wintereinbruch täglich weniger Licht zu spenden schien. Krieger und Zivilisten scharten sich um die wenigen Feuer, die es im Lager der Katzen, Menschen und Elfen gab und rätselten darüber, was der nächste Tag bringen mochte. Wann würde der nächste Angriff erfolgen? Wie viel Zeit würde ihnen zum Verschnaufen bleiben? Würde man sich nach dem nächsten Kampf wieder sehen?

Niemand achtete auf die hochgewachsene Gestalt, die sich durch die Dunkelheit schlich, sorgfältig darum bemüht, auch den geringsten Lichtschimmer zu meiden. Ihr dunkler Umhang hob sich kaum von der Umgebung ab. Hätte jemand die Gestalt bemerkt, er hätte denken müssen, dass es sich um einen Elfen handeln musste, denn nur ein Elf war in der Lage, sich so lautlos und sicher durch vollkommene Dunkelheit zu bewegen.

Plötzlich blieb die Gestalt stehen, ein Geräusch war trotz der weiten Kapuze an ihre Ohren gedrungen. Hatte ihn doch noch jemand entdeckt? Sollte er so kurz vor dem Ziel doch noch scheitern? Doch er hatte Glück, es war nur ein Wildschwein auf der Suche nach Nahrung. Er beeilte sich, zu seinem Ziel zu kommen, denn seine Herrin würde wütend werden, falls er sich verspätete.

Der Treffpunkt war nicht mehr weit. Nur noch wenige Meter, dann...

Etwas kam aus der Luft auf ihn zu und nahm schnell an Größe zu. Einem Reflex folgend warf er sich zu Boden und rollte zur Seite, da stieß die große Eule erneut auf ihn herab. Ihre scharfen Krallen zerfetzten seinen Umhang. Nur das Spezialleder, das seinen ganzen Körper wie eine Rüstung schützte, verhinderte, dass auch sein Bein von den Krallen verletzt wurde.

„Bitte, Herrin, seid mir nicht böse, ich kam so schnell, wie ich konnte. Bitte, verschont mich mit Eurem Zorn!“

Er warf sich unterwürfig auf die Knie und wartete auf den nächsten Angriff. Der Todesschrei eines Hasens verriet ihm, dass seine Herrin von einer Bestrafung absah. Er behielt seine demütige Haltung bei, bis Ravanna ihn aufforderte, sie anzusehen.

„Wie schön, dass du doch noch gekommen bist. Ah!“, Ravanna hob gebieterisch ihre Hand, „Unterbrich mich nicht mit sinnlosen Entschuldigungen, dafür haben wir jetzt keine Zeit. Ich brauche deine Hilfe, auch wenn das heißt, dass deine Tarnung auffliegt. Wenn du deinen Auftrag erfolgreich ausführst, wird das eh keine Rolle mehr spielen. Solltest du jedoch versagen, bist du auf dich allein gestellt. Gelingt es dir zu fliehen, nehme ich dich in mein Heer auf, denn deine magischen Kräfte können sehr hilfreich für uns sein. Solltest du jedoch gefangen genommen werden, kann ich nichts mehr für dich tun.“

„Ich verstehe, Herrin. Was kann ich für Euch tun?“

„Ich will, dass du den Krieg für uns entscheidest. Alles, was du dafür tun musst, ist ein kleiner Mord.“

Ravanna sah ihm tief in die braunen Augen. Das kalte Glitzern darin gefiel ihr. Sie hob ihre Hand und schob langsam die Kapuze zurück. Dunkles, kurzes Haar umschmeichelte ein ebenmäßiges, maskulines Gesicht. Sanft strich sie über seine Muskeln, die sich hart unter dem schwarzen Leder seiner Kleidung abzeichneten. Der Elf erschauerte leicht. Gewöhnlich tötete sie jeden, der einen Auftrag vermasselte, doch dieser Elf konnte ihr noch nützlich werden. Rah'ün wurde immer schwächer. Es war nur eine Frage der Zeit, bis er endgültig zusammenbrechen würde. Dieser Elf könnte ein geeigneter Ersatz für ihn sein, auch wenn seine Kräfte nicht ganz so stark waren, wie bei ihrem jetzigen Opfer. Ob sie doch lieber auf Rah'üns Plan verzichten und den kleinen Elfen sofort mitnehmen sollte? Immerhin war auch Roog nicht untätig geblieben. Noch

hat Roog seinen tödlichsten Diener nicht enthüllt, jenen, der ihre Streitkräfte im Krieg anführen und den Sieg bringen sollte. Jenen, von dem es hieß, kein lebender Mann könnte ihn töten. Sollte sie auf diesen Diener warten oder Rah'uns Plan verfolgen? Der Plan war so einfach...

„Wessen Kopf soll ich Euch zu Füßen legen, Herrin?“, unterbrach der Fremde ihre Gedanken. Seine Stimme zitterte vor Erregung.

„Nemos!“

Parian kehrte langsam zum Pavillon zurück. Die Schulter schmerzte wieder, trotz der Behandlung von Nath. Er würde wohl noch eine Weile damit zu kämpfen haben. Vermutlich war es besser, in Zukunft darauf zu achten, nicht mehr verletzt zu werden. Gesünder war es alle mal. Parian fragte sich, ob Shah Rukh schon vom Babysitten zurückgekommen war. Esme hatte sicherlich auch viel zu tun. Er brauchte jemanden, der ihn verstand und der ihn aufmuntern würde. Vielleicht sollte er Dawn fragen? Hoffentlich war sie nicht mehr sauer, weil er ihr verboten hatte, mit in die Schlacht zu ziehen. Sie wohnte nun doch nicht bei Esme und Bhoot und war stattdessen bei Amy eingezogen. Er wollte an ihre Tür klopfen, entschloss sich dann jedoch, einfach einzutreten. Neery stand mitten im Zimmer.

„Hallo, Dawn... Entschuldige, wenn ich störe. Eigentlich wollte ich dich nur fragen, ob du noch böse auf mich bist. Äh... Dawn?“

Er wollte ihre Hand nehmen, griff jedoch durch sie hindurch wie durch einen Geist. Parian schrie entsetzt auf.

„Meine Güte, hast du mich erschreckt! Musst du so schreien?“

Neery trat aus dem Nebenzimmer und lächelte ihn an. Ihr geisterhaftes Abbild verschwand.

„Ich habe dich erschreckt?“ Parian lachte trocken. „Weißt du, wie es sich anfühlt, einen Geist zu berühren?“

„Aber, das war doch kein Geist“, erklang eine Stimme hinter Parian. Erschrocken wandte er sich um und schrie erneut, weil er plötzlich zwischen zwei Neerys stand.

„Jetzt schreist du ja schon wieder so“, erwiderte eine dritte Neery entnervt.

„Kannst du nicht endlich damit aufhören?“, fügte eine vierte hinzu.

„Du störst nämlich meine Konzentration“, erklärte eine fünfte.

Das war zu viel für einen armen, erschöpften Halbelfen mit Schmerzen. Schreiend lief er aus dem Haus, Shah Rukh direkt in die Arme.

„Hey, was ist denn mit dir geschehen, Brüderchen? Du siehst aus, als hättest du einen Geist gesehen.“

„Ich glaube, das habe ich auch! Das heißt, es war nur im ersten Moment ein Geist, dann war Dawn real, aber irgendwie gab es plötzlich fünf Stück von ihr.“

„Sag mal, hast du heute in der Schlacht einen Schlag auf den Kopf bekommen? Es tut mir leid, aber für mich redest du wirres Zeug.“

„Ich rede kein wirres Zeug und ich kann es dir auch beweisen.“

Parian nahm Shah Rukh bei der Hand und zog ihn zurück zu Amis Haus. Das Zimmer war leer.

„Neery?“, rief Shah Rukh. „Bist du hier?“

„Selbstverständlich bin ich hier“, erklang es aus dem oberen Stockwerk. „Kein Grund so zu brüllen.“

Neery kletterte die Leiter hinab und Shah Rukh half ihr. Ihm fiel auf, dass sie müde und ein wenig erschöpft wirkte.

„Alles in Ordnung bei dir?“, erkundigte er sich besorgt. „Stell dir vor, Parian kam gerade zu mir und behauptete, er habe erst deinen Geist und dann fünf Zwillinge von dir gesehen. Ich habe ihn gefragt, ob sein Kopf bei der Schlacht gelitten habe. Fünf Neerys, das ist doch verrückt!“

„Nun ja...“ Neery sah hilflos zwischen den Brüdern hin und her. „Es ist so... Eigentlich ist es anders, als du denkst, Shah Rukh. Und es ist auch anders, als Moon denkt. Immerhin kann ich euch beruhigen, mit seinem Kopf ist alles in Ordnung.“

„Du willst mir doch jetzt nicht sagen, dass es dich fünf mal gibt?“, fragte Shah Rukh verwundert. „Nun, genau genommen hat es mich sechs mal gegeben. Obwohl... Mich gibt es nur einmal, egal, wie viele man von mir sieht, denn streng genommen bin ich das ja gar nicht.“

„Jetzt verstehe ich überhaupt nichts mehr“, gab Shah Rukh zu und sein Bruder pflichtete ihm bei.

„Also gut, dann muss ich es euch halt zeigen. Aber mehr als eine werde ich vermutlich nicht mehr hinkommen. Das Training hat mich heute doch ziemlich erschöpft.“

Neery schloss die Augen und atmete ein paar mal tief durch. Shah Rukh und Parian beobachteten sie neugierig. Sie erschrakten heftig, als ihnen plötzlich jemand von hinten auf die Schulter tippte.

„Siehst du?“, flüsterte Parian mit heiserer Stimme, „ich habe nicht gelogen. Da ist noch eine Neery!“

Die andere Neery löste sich ebenso schnell auf, wie sie gekommen war.

„Oh weh, das war zu viel, ich glaube, ich muss mich setzen.“

Shah Rukh streckte geistesgegenwärtig einen Arm aus und fing Neery auf, die aus unerklärlichen Gründen plötzlich einen Schwächeanfall erlitt. Er hob sie ohne große Anstrengung empor und bettete sie auf das Sofa. Nach einer kurzen Weile schlug sie die Augen wieder auf.

„Es tut mir leid, ich wollte euch nicht erschrecken.“ Neery seufzte schwer. „Ich habe zu lange geübt und diese letzte Projektion war einfach zu viel für mich.“

„Projektion? Neery, was geht hier vor!“, verlangte Parian energisch zu wissen.

„Jetzt nennst du mich schon zum dritten Mal Neery! Was soll das, Moon?“

„Lenk jetzt bitte nicht vom Thema ab, Neery“, sagte Parian und betonte ihren Namen mit Absicht. In seinen braunen Augen lag ein kaltes Glitzern.

„Ich will nicht ablenken, nur es kränkt mich, dass du mich so nennst. Aus deinem Mund klingt das so unpersönlich.“

„Es tut mir leid, aber im Moment habe ich durchaus das Gefühl, eine Fremde vor mir zu haben.“ Parian bedauerte die Worte in dem Moment, da er sie ausgesprochen hatte. Doch nun war es zu spät.

„Vielleicht hast du ja sogar recht“, gab Neery traurig zu. „Dabei habe ich doch nur deinetwegen geschwiegen, weil ich dich nicht verletzen wollte.“

„Es tut mir leid, Dawn.“ Parian kniete nieder und nahm Neerys Hände. „Es war ein harter Tag für mich, meine Wunde schmerzt und jetzt auch noch das. Bitte sag mir, was los ist, Dawn!“

„Was ihr gesehen habt, waren meine Projektionen. Bitte verzeiht, dass es mir so schwer fällt alles zu erklären, aber ich habe noch nie darüber geredet. Es war vielleicht ein halbes Jahrhundert, bevor wir das Dorf verlassen mussten, da entdeckte ich durch Zufall, dass ich eine magische Gabe besitze. Ich war im Wald und wurde von einem wilden Keiler verfolgt. Ich hatte wahnsinnige Angst und wusste nicht, wie ich heil aus dieser Sache rauskommen sollte. Ich verkroch mich in einem hohlen Baum, doch der Keiler drohte mein Versteck zu zerstören. Auf einmal war sie einfach da. Ich sah durch ihre Augen und spürte jeden Grashalm unter ihren Füßen. Ich befahl ihr einen Stein aufzuheben und sie tat es. Ich bat sie, den Stein auf den Keiler zu werfen und sie zog ihre Steinschleuder und zielte genauso gut, wie ich es getan hätte. Doch das war auch kein Wunder, schließlich war sie ich. Sie lockte den Keiler fort und löste sich

irgendwann auf. Später begriff ich, dass ich die Kontrolle über die Projektionen verlor, wenn sie sich zu weit von mir entfernten.“

„Warum hast du nie etwas davon erzählt? Ich dachte, wir hätten alles miteinander geteilt?“

„Bitte sei jetzt nicht beleidigt, Moon! Ich habe doch nur deinetwegen geschwiegen.“

„Das hast du schon einmal gesagt, doch ich verstehe nicht, was du meinst.“

„Du warst damals so verletzlich. Jeder hackte auf dir herum und zerstörte dein Selbstbewusstsein, weil du scheinbar keine magischen Kräfte hattest. Denk bitte an diese Zeit zurück und frage dich, wie du reagiert hättest, wenn ich plötzlich diese Superkräfte gehabt hätte? Ich war doch der einzige, den du außer deinen Eltern noch hattest. Meine Kräfte zu offenbaren erschien mir wie Verrat an dir. Irgendwann war es dann zu spät, um noch etwas zu sagen. Also beschloss ich, dass meine Kräfte ein Geheimnis bleiben mussten und begann heimlich zu üben.“

„Es tut mir leid, dass ich gerade so eklig zu dir war. Es muss schrecklich sein, so lange Zeit ein Geheimnis mit sich herumtragen zu müssen. Ich... Hey, Moment mal!“ Parian sprang auf. Eine Hand in die Hüfte gestemmt raufte er sich die Haare. „Jetzt wird mir so einiges klar! Zum Beispiel, wie du immer beim Wettrennen gewinnen konntest! Das warst gar nicht du im Ziel, sondern eine deiner Projektionen. Du hast geschummelt!“

Neery grinste verlegen. „Na ja, irgendeinen praktischen Nutzen mussten meine Kräfte ja schließlich auch haben, oder? Außerdem habe ich nur ganz selten geschummelt. Du hast viel öfter gewonnen als verloren. Ich hatte doch nie eine echte Chance, gegen dich zu gewinnen und bin trotzdem immer wieder gegen dich angetreten. Sei lieber dankbar, dass ich so oft freiwillig verloren habe.“

Ein leises Lachen unterbrach den Streit. Die beiden sahen Shah Rukh verwundert an.

„Was?“

„Ihr beiden seid einfach köstlich! Der Hase und der Igel in Person.“

„Hase? Igel? Hast du jetzt einen Sonnenstich?“

Lachend erzählte Shah Rukh die Fabel vom Hasen und dem Igel, der mit Hilfe seiner Frau den Hasen zu Tode hetzte.

„Eine seltsame Geschichte. Als ob ein Igel so etwas tun würde“, beschwerte sich Neery.

„Aber die Frisur würde passen“, lachte Parian und strich zärtlich über ihre stacheligen Haare.

Shah Rukh beschloss, dass er nur störte, und ließ die beiden alleine. Er wollte noch einmal nach Esme und den Kätzchen sehen. Er hörte das klägliche Maunzen schon von weitem und beschleunigte seine Schritte. Er fand Esme schlafend auf dem Bett, die Kätzchen an ihrer Seite.

Als sie ihn entdeckten, sprangen sie auf den Boden und rannten zu ihm. Sie waren mittlerweile in etwa so groß wie ein einjähriges Kind, jedoch nicht ganz so schwer, und liefen noch immer auf vier Pfoten. Shah Rukh nahm sie auf den Arm. Sofort versuchte Meer Shahrian an seinem Finger zu saugen. Chutki Sanam sah ihn mit großen, runden Augen anklagend an.

„Sieht so aus, als hättet ihr Hunger, hmh? Was machen wir denn da?“

Shah Rukh sah sich um und entdeckte einen Stapel Pergamente und ein Tintenfass. Da er keine Schreibfeder finden konnte, spitzte er den Kiel der Feder an, die er vor kurzem noch als Katzenspielzeug benutzt hatte.

„Mach dir keine Sorgen“, schrieb er auf das Pergament, „die beiden sind bei mir. Versuche etwas zu essen für sie zu finden. Mit den besten Grüßen, Shah“

Shah Rukh legte das Pergament so neben Esme, dass sie es sehen musste, wenn sie aufwachte, und verließ das Haus. Er hoffte, dass er schnell jemanden finden würde, der ihm sagen konnte, was kleine Kätzchen essen würden und suchte die Kantinenzelte auf. Doch schon im ersten Zelt erlebte er eine herbe Enttäuschung. Er versuchte es zunächst mit Milch, die von den Kätzchen

auch gierig getrunken wurde. Doch leider gab es nur noch eine winzige Portion und so spät am Abend war es nicht möglich, mehr aufzutreiben. Seine Suche nach Alternativen erwies sich als schwierig. Da es schon so lange keine Kätzchen mehr gegeben hatte, wusste niemand mehr, was sie in dem Alter zu sich nehmen würden. So rannte er von Zelt zu Zelt, um einen Fehlschlag nach dem anderen zu erleiden. Endlich fand er ein Zelt im Bereich von Saids Leuten, wo Fisch gegrillt wurde. Den gegrillten Fisch lehnten die Kätzchen zwar ebenfalls ab, den rohen Fisch verschlangen sie jedoch gierig. Erleichtert wollte er die Kätzchen zu ihrer Mutter zurückbringen, damit Esme sich nicht um sie sorgte. Doch da brach das Chaos im Dorf und seiner Umgebung aus.

Kleopatra schlief kaum noch und schon gar nicht, wenn Nemo schlief. Eine innere Unruhe verhinderte, dass sie sich länger als ein paar Minuten ausruhen konnte. Ständig schreckte sie hoch und musste sich vergewissern, dass Nemo noch lebte und dass es ihm gut ging. Sie glaubte, dass er jede Sekunde ihre Hilfe brauchen könnte und hatte Angst, dass er dann nicht in der Lage sein könnte sie zu wecken.

Auch an diesem Abend wachte sie über seinen Schlaf. Da nützte es wenig, dass Nemo versuchte, sie zum Schlafen zu überreden. Längst hatte er vor ihrem Dickkopf und königlichem Starrsinn kapituliert. Seine täglichen Ermahnungen waren kaum mehr als ein lieb gewonnenes Ritual.

Manchmal fiel Kleopatra der Kopf auf die Brust, wenn ihr Körper nach seinem Recht verlangte und ihren starken Willen austrickste. Doch die Ruhepausen dauerten nicht lange. Auch diesmal schreckte Kleopatra nach ein paar Minuten wieder hoch. Doch es war nicht ihre innere Unruhe, die sie geweckt hatte. Mit angehaltenem Atem lauschte sie in die Dunkelheit.

In ihrer Jugend, als sie noch die große Pharaonin gewesen war, hatte sie rund um die Uhr mit der Angst vor einem Attentat gelebt. Eine Angst, die selbst die langen Jahrtausende auf Atlantis nicht wirklich hatten tilgen können. Sie spürte die Anwesenheit eines Fremden und war nicht so dumm, sich dieses Wissen anmerken zu lassen. Langsam ließ sie ihren Kopf wieder auf die Brust sinken, erweckte den Anschein, als wäre sie wieder eingenickt. Doch ihre Sinne waren hellwach und in Alarmbereitschaft. Langsam ließ sie ihre Hände sinken. Zielsicher suchten und fanden sie die Waffen einer Frau, die sie seit einiger Zeit wieder in den Falten ihrer Gewänder versteckt trug. Kriegszeiten sind stets auch gefährliche Zeiten, das war ein Gesetz, dem sich auch das Leben auf Atlantis beugen musste.

Die silbernen Kappen umschlossen kühl ihre Fingerspitzen und gaben ihr ein Gefühl von Sicherheit. Die Kappen liefen spitz zu und endeten in langen, scharfen Krallen, die sich kaum hinter denen einer Katze verstecken mussten. Tatsächlich hatte Kleopatra sich ihre Waffen und auch ihren Kampfstil bei den heiligen Tieren Ägyptens abgeguckt. Sie war eine gute Kämpferin mit dem Vorteil, dass sie von vielen Gegnern unterschätzt wurde. Wenn es ihr gelang, diesen Vorteil zu nutzen, hatte ihr Gegner kaum eine Chance gegen sie.

Da!

Jetzt war sie sich sicher. Jemand schlich in Nemos Gemächern herum, der hier nicht hingehörte. Für Kleopatra stand es außer Frage, dass es sich um einen Attentäter handeln musste. Warum sollte sonst jemand hier herumschleichen? Mit geschlossenen Augen verfolgte sie seine Schritte. Jetzt betrat er das Zimmer. Irrte sie sich, oder ging er zu Nemos Bett?

„Keine Bewegung! Ich bin bewaffnet!“, schrie Kleopatra dem Angreifer entgegen.

„Was willst du, du Zerrbild einer Königin? Du trägst keine Waffen, das ist allgemein bekannt.“

Lass mich in Ruhe meine Arbeit machen, dann lasse ich dich vielleicht am Leben!“

„Du wirst hier gar nichts machen, außer sterben“, erklärte Kleopatra und legte all ihren Zorn in diese Worte. Mit einem Satz war sie bei dem Meuchelmörder. Ehe dieser wusste, wie ihm geschah, spürte er einen brennenden Schmerz auf der Wange.

„Du verdammte Schlampe! Sieh nur, was du angerichtet hast. Verflucht, ich blute ja! Dafür wirst du mir büßen!“

Der Attentäter griff sie mit einem Elfenschwert an, doch sie wich ihm geschickt aus. Auch ihre Waffen waren einst von Elfen geschmiedet worden und weit gefährlicher, als es den Anschein haben mochte.

„Ich werde es nicht zulassen, dass du Nemo etwas antust!“, rief sie ihrem Angreifer entgegen und landete einen Treffer auf seiner Schwerthand.

„Das werden wir ja sehen!“

Sie hatten es tatsächlich geschafft! Der Gegner war besiegt und die Insel Atlantis gerettet. Kleopatra genoss das Gefühl des Friedens und Nemos Liebe.

„Du bist so wunderschön“, hauchte Nemo ihr ins Ohr und sein Atem, der ihre Wange streifte, jagte ihr eine wohlige Gänsehaut über den Rücken.

„Ich wäre noch schöner, wenn du mich meine Haare weiter frisieren lassen würdest. Dein Volk wartet auf uns und da möchte ich gerne so perfekt wie möglich aussehen.“

„Unser Volk, meine Liebe. Du bist jetzt meine Königin und wirst es immer bleiben. Die Zukunft gehört uns.“

Nemo nahm sie in die Arme und küsste sie. Deutlich spürte Kleopatra seine neu gewonnenen Muskeln unter der dünnen Kurta. Als er sie wieder zu Atem kommen ließ, bedeckte sie sein jugendliches Gesicht mit Küssen. Alles war perfekt...

„Stirb, du Hund!“

Die harte Stimme zerriss den schönen Traum. Der Aufprall in der Wirklichkeit war brutal. Verwirrt sah Kleopatra sich um. Sie verstand nicht, was geschehen war. Ein Keuchen erinnerte sie daran, dass ihr Geliebter in Gefahr war. Entsetzt stellte sie fest, dass sich der Assassine bereits über ihn lehnte und ihm den Hals zudrückte. Mit dem Mut der Verzweiflung stürzte die Königin sich auf ihn, setzte ihre Krallen an seinen Hals und stieß zu. Ein Halsband aus Leder verhinderte, dass sie ihn tötete, doch es gelang ihr, seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

„Du schon wieder? Wie hast du es geschafft, dich aus meiner Illusion zu lösen?“

Kleopatra grinste kalt.

„Siehst du die Symbole, die in meine Waffen eingraviert sind? Ich weiß, dass du sie sehen kannst, du Elfenhund. Es handelt sich um alte Elfenmagie, die wie Gift auf dich wirkt. Sie schwächt deine magischen Kräfte, so wie der Blutverlust deine körperlichen Kräfte schwächt. Ergib dich, du elendes Langohr, oder ich werde dafür sorgen, dass du diese Nacht nicht überleben wirst!“

„Du hinterhältige Hure!“

Der Elf stürzte sich auf Kleopatra. Sie wich aus und konnte einen weiteren Treffer erzielen. Diesmal gingen ihre Waffen durch das Leder und schlitzen seinen Oberschenkel der Länge nach auf. Der Schwung und der plötzliche Schmerz ließen den Angreifer stolpern. Keuchend lag er vor ihr auf dem Boden. Mit einem schnellen Tritt schoss Kleopatra sein Schwert unter Nemos Bett.

Sein Kuss raubte ihr den Atem. Kraftvoll zogen seine Hände sie an sich und fuhren gierig über ihren Körper.

„Ich will dich, hier und jetzt“, keuchte er erregt und warf sie aufs Bett. Brutal bog er ihre Schenkel auseinander und...

Diesmal gelang es Kleopatra von alleine, die Illusion abzuschütteln. Sie war weder stark noch wirklich real gewesen. Nemo würde sie niemals mit Gewalt nehmen. Leider hatte diese letzte Ablenkung ausgereicht, dem Elfen die Flucht zu ermöglichen.

Erst jetzt wurde Kleopatra bewusst, was sie schon die ganze Zeit gestört hatte. Wie war es dem Attentäter gelungen, unbemerkt in den Palast zu gelangen? Wo waren die Wachen?

Erschöpfung machte sich in ihr breit. Mit letzter Kraft schlug sie Alarm, dann brach sie bewusstlos zusammen.